

Wer ist eigentlich *Wir*? Und was bedeutet das Wort in welchem Zusammenhang? Michael Köhlmeier macht in seinem Essay drei verschiedene Ebenen aus: das *Wir* der Freundschaft und Liebe (das fragil und nicht selbstverständlich ist), das *Wir* der Familie (das auch bei fehlendem Interesse aneinander bestehen bleibt: Blut ist dicker als Wasser) und das *Wir* der Nation (das auf einem ideologischen Konstrukt beruht). Und so gesellen sich zu der eingangs gestellten Frage *Wer ist eigentlich Wir?* bald noch etliche andere Fragen, zum Beispiel: Was hat das *Wir* mit Mitleid zu tun? Was mit Überheblichkeit und Vereinnahmung? Was mit Fremdheit und Vertrautheit? Köhlmeier umkreist das vielgesichtige *Wir* in so zärtlichen wie radikalen Worten.

Michael Köhlmeier, Jahrgang 1949, Autor von Romanen, Erzählungen und Hörspielen, lebt in Hohenems/Vorarlberg und Wien. Vielfach ausgezeichnet, erhielt er 2017 den Marie-Luise-Kaschnitz-Preis für sein Gesamtwerk und 2019 den Ferdinand-Berger-Preis für sein politisches Engagement.

Michael Köhlmeier

Wenn ich WIR sage

Über die Sprengkraft
eines kleinen Wortes

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autorinnen und Autoren und ihre Bücher
finden Sie unter www.dtv.de**

Von Michael Köhlmeier sind bei [dtv](http://www.dtv.de) unter
anderem lieferbar:

Die Musterschüler

Das Mädchen mit dem Fingerhut

Erwarten Sie nicht, dass ich mich dumm stelle

Wer hat dir gesagt, dass du nackt bist, Adam?

(zusammen mit Konrad Paul Liessmann)



Ungekürzte Ausgabe 2021

dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

© 2019 Residenz Verlag GmbH

Salzburg – Wien

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist
nur mit Zustimmung des Verlages zulässig. Das gilt insbesondere
für Vervielfältigungen, Übersetzungen und die Einspeicherung und
Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: buxdesign/Ruth Botzenhardt

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

nach einer Vorlage von Ekke Wolf, typic.at

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-34993-2

* * *

»Aus so krummem Holze, als woraus der Mensch gemacht ist, kann nichts Gerades gezimmert werden«, schreibt Immanuel Kant in seinem Aufsatz *Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht*. Isaiah Berlin hat daraus immerhin den Titel einer seiner bekanntesten Aufsatzsammlungen gezimmert: *Das krumme Holz der Humanität*. – Wenn wir darin lesen, kommen wir zu einer weiteren Form des *Wir*:

Inmitten eines gewaltigen Aufgebots an ausgefeilter, statistisch untermauerter, ernsthafter und zuweilen mit freien Phantasien vermischter Futurologie gab es eine Bewegung, die weite Felder des 19. Jahrhunderts beherrschte, der aber keine große Zukunft vorausgesagt wurde, eine Bewegung, die uns heute so vertraut erscheint, die innerhalb der verschiedenen Nationen und in den Beziehungen zwischen ihnen so große Bedeutung erlangt hat, dass wir uns eine Welt, in der sie keine Rolle spielen würde, nur mit Mühe vorstellen können. Ihre Kraft (...) scheint uns heute so selbstverständlich, dass es sehr sonderbar wirkt, wenn man darauf aufmerksam machen muss, dass die Propheten früherer Tage und auch die heutigen ihr so gut wie keine Beachtung geschenkt haben; im Falle der letzteren hatte dies zuweilen verhängnisvolle Folgen, sowohl für sie selbst wie für diejenigen, die ihnen Glauben schenkten. Ich spreche vom Nationalismus.

Isaiah Berlin wurde 1909 in Riga geboren, sein Vater war ein erfolgreicher Unternehmer, was die Familie zwar vor den diskriminierenden Gesetzen, aber nicht vor antisemitischen Übergriffen bewahrte. Im Ersten Weltkrieg zog die Familie deshalb nach Petrograd; dort erlebte Isaiah als Kind den Ausbruch der Russischen Revolution. Schließlich beschloss der Vater, nach London zu emigrieren, wohin er geschäftliche Verbindungen unterhielt. Isaiah studierte in Oxford Politikwissenschaft und schrieb eine Monografie über Karl Marx. Er gilt heute als einer der einflussreichsten politischen Philosophen in der angelsächsischen Welt. 1940 übersiedelte er nach Amerika, er war ein gern

gesehener Gast auf Partys und Empfängen, auf denen sich Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft und Kultur trafen. Das britische Informationsministerium trat an ihn heran, ob er »Berichte« liefern könnte – *secret things*. Die Briten wollten über die Stimmung in den USA Bescheid wissen; die immer noch isolationistische Politik von Präsident Roosevelt verunsicherte das Vereinigte Königreich, das sich inzwischen im Kriegszustand mit Nazideutschland befand. Was Isaiah Berlin den Briten berichtete, weiß ich natürlich nicht, aber offensichtlich so viel Interessantes, dass Winston Churchill auf ihn aufmerksam wurde und den Mann kennenlernen wollte. Es wird die Anekdote erzählt, der englische Premierminister habe seinem Sekretär William Knott den Auftrag erteilt, ein Abendessen mit »I. Berlin« zu organisieren, wenn dieser in London weile. Tatsächlich weilte ein »I. Berlin« in London, aber nicht Isaiah, sondern Irving, der Komponist. Der Abend sei sehr merkwürdig gewesen, so berichtet Knott (»the very private Private Secretary to a very prime Prime Minister«); Irving Berlin habe sich gewundert über die detailfeinen Fragen zur Politik, und auch darüber, dass Churchill sich so gar nicht für seine Musik interessierte, während Churchill fassungslos gewesen sei, wie blauäugig und politisch uninformiert sein Gast war. Nachdem das Missverständnis aufgeklärt worden war, hätten sich, schreibt William Knott in einem Brief an einen Freund, Irving und Isaiah Berlin in New York getroffen, um diese unerwartete und skurrile Gemeinsamkeit zu feiern, aber das Treffen sei ernüchternd und langweilig verlaufen. Wir waren wie zwei Brüder, die bei verschiedenen Elternteilen aufgewachsen sind und

also nicht mehr waren als Brüder im Namen, soll Irving Berlin später gesagt haben.

Isaiah Berlin kehrte nach dem Krieg nach London zurück und schrieb unzählige Artikel zur Geistes- und Ideengeschichte und zur Literatur, unter anderem über Machiavelli, Giambattista Vico, Montesquieu, David Hume, Benjamin Disraeli und Moses Hess, aber auch über den englischen Philosophen John Stuart Mill und den französischen Philologen Georges Sorel. Sein charmantestes Werk ist nach meinem Dafürhalten der Essay *Der Igel und der Fuchs*, worin er über die Geschichtsauffassung von Leo Tolstoi nachdenkt und auch über den erzreaktionären französischen Schriftsteller und Philosophen Joseph de Maistre, der dessen Werk nachhaltig beeinflusst habe. Von de Maistre handelt auch einer der Aufsätze in *Das krumme Holz der Humanität*. Man habe diesen Denker, der während der Französischen Revolution gelebt und diese mit Verzweiflung und stilistischer Eleganz bekämpft habe, zu wenig ernst genommen; zu seinen Ideen reichten die Wurzeln des Faschismus zurück. Ich habe mir von Joseph de Maistre *Die Abende von St. Petersburg: oder Gespräche über das zeitliche Walten der Vorsehung* besorgt und gelesen, und auch wenn ich in so gut wie gar nichts mit diesem Autor übereinstimme, hat er mich doch gerührt, und ich kann ihm meine Bewunderung nicht vorenthalten, ich gebe es zu, auch auf die Gefahr hin, selbst als erzreaktionär gescholten zu werden – dieser tapfere Mann begegnete mir, wie der ihm denkverwandte Emil Cioran, auf einen anderen gemünzt, sich ausdrückte, als »ein blind gewordener Löwe, der in der Wüste eine Quelle sucht«.

Heimat habe er, erzählte Isaiah Berlin dem jungen Studenten, der sich daran machte, sein Werk zu ordnen, in seiner Kindheit erfahren, im Haus seiner Eltern, die ihn abgöttisch liebten, und sonst nirgends. Er war ein »vaterlandsloser Geselle« – in Wahrheit einer, dem die Heimat genommen wurde von fanatischen Halunken, die mit Knüppeln, Bajonetten und Maschinengewehren definierten, wer in das große *Wir* aufgenommen würde und wer nicht. Im Nationalismus sah Isaiah Berlin die größte Gefahr des Jahrhunderts.

* * *

Am Nationalismus wie an so vielem anderen, das der Vernunft bis heute immer wieder in den Laufschrift grätscht, sind – na, wer denn? – die Romantiker schuld; in diesem Fall, indem sie Ideen von Johann Gottfried Herder übernahmen, der nun gar nicht einer von ihnen war, erstens zu alt, zweitens misstrauisch gegenüber dieser von ihm als viel zu aufgeregt und quirlig empfundenen Bewegung.

Das Heimweh, schrieb Herder, sei »der edelste aller Schmerzen«, und er meinte damit nicht allein das Heimweh nach einem Ort, also ein horizontales Heimweh, sondern die Sehnsucht der Seele nach ihren Wurzeln, das ich ein vertikales Heimweh nennen möchte. Herder dachte und schrieb im zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts. Er stammte aus Ostpreußen, zog nach Weimar, befreundete sich mit dem um fünf Jahre jüngeren Goethe, aber auch mit Schiller und Wieland.

Herder sinnierte und forschte aus dem Geist eines deutschen Minderwertigkeitskomplexes heraus. Frankreich war eine stolze, starke Nation, selbst die große Revolution würde daran nichts ändern, im Gegenteil; England war eine Weltmacht und würde diese nur noch mehr festigen; Russland war ein Riesenreich, das seine glorreiche Vergangenheit wie eine orthodoxe Messe zelebrierte – und Deutschland? Zerrissen, zerhackt, nicht vorhanden in der Realität, keine Rolle spielend, lauter kleine, zerstrittene Fürstentümer, provinziell. Und was schwerer wog: Die Deutschen hatten ihre Wurzeln vergessen, sie hatten die Heimat im Herzen verloren, sie wussten nicht, wer sie waren. Die Deutschen konnten nicht sagen: *Wir*.

Was aber ist die Heimat im Herzen? Wird sie mithilfe von historischem Wissen gebaut? Auch. Aber nicht nur. Und oft steht das historische Wissen dabei im Weg. Aus Fakten lassen sich keine Tränen pressen, weder Tränen des Glücks noch Tränen des Leids oder der Rührung, schon gar nicht Tränen der Hingabe an etwas Höheres. Die Heimat des Herzens liegt im Mythos (oder *Mythus*; die Deutschen bevorzugten die lateinischen Ausdrücke, vielleicht weil ihre Sehnsucht sich lieber Vergleiche mit dem Römischen Reich fantasierte als mit der zerstrittenen griechischen Kleinstaaterei, so eine hatten sie selber). Der Hüter des Mythos ist der »Volksgeist« oder »Nationalgeist« – von Herder geprägte Begriffe.

Wie gefügig sich diese Begriffe in den folgenden hundert bis zweihundert Jahren missbrauchen ließen, das konnte Herder nicht vorhersehen, und hätte er es gekonnt, er wäre wahrscheinlich empört und entsetzt gewesen.

Isaiah Berlin schreibt in seinem Aufsatz *Der gekrümmte Zweig – über den Aufstieg des Nationalismus* zur Rolle von Johann Gottfried Herder bei der Hervorbringung dieses Phänomens: »Herders Denken ist von der Überzeugung beherrscht, zu den Grundbedürfnissen des Menschen gehöre auch das nach Zugehörigkeit zu einer Gruppe, und es sei ebenso elementar wie das Bedürfnis, sich zu ernähren, sich zu vermehren oder sich mitzuteilen.« Herder vertrete die Auffassung, »jede menschliche Gemeinschaft besitze eine eigentümliche Gestalt und Struktur. Ihre Angehörigen werden in eine fortlaufende Tradition hineingeboren, die ihre emotionale und körperliche Entwicklung ebenso formt wie ihre Ideen.«

Herder hatte ein – heute würden wir sagen – ganzheitliches Menschenbild; eine Unterscheidung zwischen Vernunft, Fantasie, Gefühlen erschien ihm gewollt und wenig erhellend. Der Mensch lässt sich nicht wie eine Maschine in Teile zerlegen. Das klingt gut, und darum wollen wir es glauben. Obwohl es dafür nicht die geringsten Argumente gibt, und alles zusammen doch nur Wortgeplänkel ist.

Wortbetrug ist es eigentlich.

* * *

Betrug an der Bedeutung eines Wortes?

Was ist das? Wie geht das?

Ich übertrage ein Wort aus seinem angestammten Feld auf ein anderes Feld. Das geschieht bei jeder Meta-

phernbildung. Manchmal werden Metaphern aber hinterhältig und bewusst erzeugt, um einen Zweck zu erfüllen, den, geradeheraus ausgesprochen, nur wenige würden einlösen wollen, eben weil er wenig Erhebendes an sich hat oder einfach nur schäbig ist. Deshalb der Umweg über die Metapher, um eine Art Begriffswäsche vorzunehmen.

Heimat ist ein Begriff, der ursprünglich den Hof meinte, auf dem ein Mensch aufgewachsen ist. Dazu vielleicht noch die Umgebung, den Bach, den angrenzenden Wald, die Senke, wo die Birken stehen, den Schulweg durch die Allee. Meine Heimat ist Hohenems, und zwar Hohenems unter der Bahnlinie. Wenn ich den Begriff weiter dehne, rechne ich das Rheintal zwischen Bregenz und Feldkirch dazu, Bregenz weniger, Feldkirch, wo ich ins Gymnasium ging, mehr. Ich rechne auch noch Coburg im Frankenland dazu, dort wohnen meine Tante und mein Onkel, dort bin ich zu Bewusstsein gekommen. Ich rechne auch Marburg an der Lahn dazu, wo ich studiert habe. Und Wien rechne ich dazu, aber doch nur manche Bezirke. Würde ich diese Heimaten verlassen müssen, aus welchen Gründen auch immer, vor allem, wenn ich Hohenems verlassen müsste, ich würde wahrscheinlich krank werden, mein Herz würde brechen. An der Schönheit kann es nicht liegen, so schön ist Hohenems nun auch wieder nicht. Hier bin ich aufgewachsen, in den Wegen, den Bergen, den Bäumen, im alten Rhein, im Steinbruch, im Ried erkenne ich mich wieder, wie ich bin, wie ich war. Diese Gegend ist aufgeladen mit meinen Erinnerungen und meinen Empfindungen. Diese Dinge hier sind in mein *Wir* aufgenommen.

Und dann wird *Heimat* zur Metapher. Dagegen wäre nichts einzuwenden. Das Halunkenhafte, von dem der eingangs zitierte Samuel Johnson spricht, wenn er auf das Thema Patriotismus kommt, besteht darin, dass behauptet wird, *Heimat* sei auch in der Übertragung keine Metapher, stehe also nicht für etwas anderes, und repräsentiere daher nicht ähnliche, sondern dieselben Empfindungen wie das ursprüngliche, unveränderte Wort.

Ebenso lügenhaft war vorgegangen worden bei der Erfindung des Begriffs »Nation«. Korrekt abgeleitet müsste das Wort, aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt, lauten: der Geburtsort. Erweitert: der Ort, an dem jemand aufgewachsen ist – also die Heimat in der oben beschriebenen, ursprünglichen, unveränderten Bedeutung. Dass die Empfindungen, die diesem Ort gelten, mehr oder weniger stillschweigend auf ein irgendwann von irgendwelchen Politikern wahrscheinlich am grünen Tisch abgezirkeltes Gebiet übertragen werden sollen, ist eigentlich absurd. Ich soll also am Südburgenland, wo ich mein Lebtage noch nie war, ebenso hängen wie an Hohenems. Patriotismus ist unverantwortliche Vereinnahmung von Gegenden, mit denen ich nichts zu tun habe. Den Roma aber, die im Südburgenland wohnen, und zwar schon seit Generationen, denen wird die Heimat abgesprochen? Die sollen, wie es in so vielen bösen Drohungen hieß, nach Indien abhauen?

* * *

Patriotismus ist eine Form von geistiger Okkupation. Ein Wiener, der noch nie in Vorarlberg war, soll Gefühlsrecht beanspruchen auf alles, was rechts des Rheins liegt, während das linke Rheinufer ihn völlig kalt lassen soll, weil dort ja die Schweiz ist?

Die Nationalisten, die Patrioten, wie sie sich gern nennen, die, die das Vaterland lieben, marschieren auf und befehlen mir ein *Wir*, indem sie die Wärme, die dieses Wort ausstrahlt, semantisch umleiten und in ein Konstrukt blasen, das mit den Regungen meines Herzens nichts, aber auch gar nichts zu tun hat. Wer uns einreden möchte, Nation und Heimat seien dasselbe, der lügt, und er weiß, dass er lügt, und er lügt, um unsere Gefühle für Zwecke einzuspannen, die unsere nicht sind.

Das *Wir* der Heimat bestimmt, wer dazugehört; das *Wir* der Nation, wer nicht dazugehört. Die Heimat schließt ein, die Nation schließt aus.

Nationalisten und Patrioten sind gefährliche Leute, die vorgeben, es sei gerade ihre Tugend, dass sie gefährlich seien. Sie behaupten, gefährlich zu sein für all jene, die für uns eine Gefahr seien. Halunken sind sie in Wahrheit, Diebe, Gesindel, Zukurzgekommene, Ungelebte, Hetzer, Lügner, Betrüger, Verräter an ihren eigenen Empfindungen und den Empfindungen derer, für die zu sprechen sie behaupten!

* * *

Ich liebe mein Vaterland nicht, weil ich kein Vaterland habe. Was bitte hat Österreich mit meinem Vater zu tun?

Wieder wird ein (meistens) positiv besetzter konkreter Begriff – »Vater« – an ein abstraktes Gebilde angeklebt, damit dieses wie ein Vampir die guten Gefühle aus ihm herausaugen soll. »Du liebst dein Vaterland nicht? Das heißt, du liebst deinen Vater nicht.« Österreich ist eine historisch-politische Vereinbarung. Genauso gut könnte man von mir erwarten, dass ich die Verkehrsschilder liebe, auch sie sind eine historisch-politische Vereinbarung.

* * *

Die Verschiebung von Gefühlen von ihrem eigentlichen Gegenstand auf einen Gegenstand der politischen Propaganda ist das betrügerische Kerngeschäft aller Demagogen.

George Orwell zeigt in seinem Roman 1984 diesen Mechanismus beispielhaft auf. Das *Ministerium für Frieden* ist das Kriegsministerium, das *Ministerium für Wahrheit* betreibt die lügenhafte Umschreibung der Vergangenheit, und im *Ministerium für Liebe* wird gefoltert.

Jene österreichische Partei, die später den Vizekanzler stellen sollte, hat bei einem ihrer Wahlkämpfe die Liebe als Slogan entdeckt. – »Wir sind geleitet von der Kraft der Liebe! Wir handeln aus Liebe! Die Liebe ist die größte Kraft!« – Es war im selben Wahlkampf, in

dem ihr Vorsitzender mit einem weißen Neonkreuz herumgefuchelt und zwischen dem *Nächsten* und dem *Übernächsten* unterschieden und befunden hat, den einen soll man lieben, den anderen hassen, wofür er bei der Gesellschaft der Satisfaktionsfähigen grölende Zustimmung erntete. Das mit der Liebe als Slogan hat dann aber doch nicht hingehauen und wurde auch gleich wieder aus dem Programm genommen, zu deutlich stand dem Sprücheerfinder, der später Innenminister werden sollte, der Hass ins Gesicht geschrieben – wenn der von Liebe spricht, da lachen sogar die Hühner, das könnte doch nur als Parodie durchgehen.

* * *

Angefangen hat das Heimat-, Nation- und Vaterlandsgeraune also mit Johann Gottfried Herder und seinem Edikt vom Heimweh als »edelstem aller Schmerzen«.

Auch hier wieder eine Wortbedeutungsübertragung. Denn was bitte soll an einem Schmerz edel sein? Wenn ich weine, weil ich weit weg von Hohenems und seiner hässlichen Zersiedelung bin, was ist an diesen Tränen edler als an den Tränen, die ich vergieße, wenn mich die Geliebte verlässt? Weil es bei den ersteren Tränen um mehr geht? Und worum, bitte? Ich weiß es. Ja, ich weiß es! Es geht darum, verschiedenen Menschen, die einander nicht kennen, die verschiedene Interessen haben, verschiedene Vorlieben, verschiedene Weltanschauungen, die religiös sind oder nicht religiös sind, die aus verschiedenen Heimaten stammen, verschiedene

Musik mögen, Sport treiben oder keinen Sport treiben – es geht darum, diesen allen einzureden, sie ließen sich unter ein großes *Wir* subsumieren: die Nation. Als wäre dieses Gebilde aus einem Detektivspiel erwachsen, eine kollektiv geschaffene Saga.

Geht das?

Nein, es geht nicht. Wenn sie darüber hinaus nicht noch etwas gemeinsam haben, geht das nicht. Nur die Gemeinsamkeit gemeinsam zu haben, das genügt nicht. Irgendetwas weiteres Gemeinsames müssen sie haben, und es muss mehr sein als die Nase im Gesicht. Dieses Gemeinsame muss etwas sein, an das ein Sprücheerfinder in einer erneuten Verschiebung unsere Gefühle heften kann, aber bitte Gefühle, die sehr, sehr tief sitzen.

Und welche Gefühle sitzen am tiefsten? Am tiefsten sitzen Liebe und Hass. Nachdem der Demagoge, der Sprücheerfinder, dieser gewissenlose Kofmich, die fleischgewordene Quintessenz von Qual und Galle, zuerst die Liebe, die eigentlich der Beziehung zwischen einander nahestehenden Menschen vorbehalten sein sollte, auf ein künstliches Gebilde wie die Nation verschoben hat, tut er nun das Gleiche mit dem Hass; auch ihn verschiebt er – auf einen Feind, der so abstrakt wie möglich, damit ihm das Menschsein abgesprochen werden kann, aber doch so konkret wie nötig gehalten wird, um ihn von unserem »*Wir*« unterscheiden zu können.

Damit ein so falsches Gebilde wie die Nation in den Herzen der Menschen überhaupt errichtet werden kann, ist ein Feind nötig. Wir hassen den, der uns die Anerkennung verweigert. Wir hassen den, der uns

geringschätzt. Wir hassen den, der uns zerstören will. Mangelnde Anerkennung und Geringschätzung bedeuten Zerstörung. Also, her mit so einem Feind! Dieser Feind wird aus vorhandenen Ängsten und Vorurteilen destilliert und gezüchtet, großgezogen und in jede öffentliche Frage eingearbeitet – so lange, bis wir ihn erkennen, an seiner Kleidung, an seiner Religion, an seiner Art zu sprechen, zu lachen, Handel zu treiben, zu tanzen, zu singen, an seinen Augenbrauen, seiner Hautfarbe, seinem Haaransatz, seiner Nase.

Der Philosoph Johann Gottlieb Fichte war einer von denen, die der bisweilen hysterischen romantischen Sehnsucht nach einer »vertikalen« Heimat in einer mythischen Vergangenheit den Pfeffer einer Feindfigur lieferten – einer Figur allerdings, die er nicht erst erfinden musste, die schon seit hunderten von Jahren einen verlässlichen Feind abgab, Fichte hat ihn nur wieder herausgezogen aus der großen nationalen Schublade für Vorurteile und mit seiner Galle angeschmiert. In seinen *Reden an die deutsche Nation* finden sich Sprüche, die sich nahtlos in Hitlers *Mein Kampf* einfügen ließen. »Fast durch alle Länder Europas verbreitet sich ein mächtiger, feindselig gesinnter Staat, der mit allen übrigen im beständigen Kriege steht, und der in manchen fürchterlich schwer auf die Bürger drückt; es ist das Judenthum.«

Angebligh gab es in Uruguay in den dreißiger Jahren einen Antisemitismus ohne Juden. »Tut nichts! der Jude wird verbrannt!«, heißt es in *Nathan der Weise* von Lessing. Eine Regierung aus Demagogen hat letztlich nur ein Thema: den Feind.

Dieses *Wir*, das *Wir* der Nation, ist giftiger Sprengstoff! Er zerstört Städte und Herzen.

* * *

Die beste Freundin meiner Mutter, ihr ganzes Leben lang, seit ihrer Jugend, hieß Marianne, für mich war sie »Tante Marianne«. Während des Krieges rückten die beiden sehr eng zusammen. Sie waren katholisch und rechneten sich, wenigstens »innerlich«, dem katholischen Widerstand gegen Hitler zu. Einer Widerstandsgruppe beizutreten getrauten sie sich nicht, und ich weiß gar nicht, ob es in der kleinen Stadt Coburg eine solche gab. Ihr politisches Engagement beschränkte sich auf hören und leise sprechen, Gerüchte und Informationen sammeln und sie weitergeben. Und beten.

Sie erfuhren von dem Hirtenbrief der niederländischen Bischöfe gegen den NS-Reichskommissar Arthur Seyß-Inquart, der im Juli 1942 in den Kirchen verlesen wurde und in dem die Judenverfolgung durch die Nazis angeprangert wurde. Bischof Johannes de Jong, einer der Initiatoren, hatte schon vorher vergeblich versucht, Papst Pius XII. dazu zu bewegen, die Rassenpolitik Hitlers mit klaren Worten zu verurteilen. Meine Mutter und Tante Marianne gelangten in den Besitz des Textes und schrieben ihn in Schönschrift ab und gaben ihn heimlich weiter.

Vorbilder, nein, tatsächlich Heilige, waren für sie die sogenannten Lübecker Märtyrer, die katholischen Priester Johannes Prassek, Eduard Müller und Her-

mann Lange und der evangelische Pastor Karl Friedrich Stellbrink. Sie wurden wegen Zersetzung der Wehrkraft 1943 enthauptet. Sie hatten offen gegen die Nazis gepredigt. Meine Mutter und Tante Marianne beteten für sie und forderten andere auf, für sie zu beten. Das war nicht viel, aber es war doch viel.

Auch Karl Zaschka war ein Vorbild für sie, er war kein Märtyrer, nur ein kleiner Pfarrer aus dem nahen Lichtenfels, ein anständiger Mann. Er hatte untersagt, dass bei der Fronleichnamsprozession Hakenkreuzfahnen getragen wurden, und hatte die Fahne an der Kirchentür abmontiert. Er wurde angeklagt und durfte keinen Religionsunterricht mehr halten. Man forderte ihn auf, das Urteil mit einem »Heil Hitler!« entgegenzunehmen. Er weigerte sich und wurde eingesperrt.

Der Cousin meiner Mutter, Karl, teilte ihre und Tante Mariannes Ansichten. Er verliebte sich in Marianne, und Marianne verliebte sich in ihn. »Wenn alles vorbei ist«, wollten sie heiraten. Marianne studierte in Erlangen Medizin. Sie wohnte in Nürnberg, wohin ihre Eltern gezogen waren. Meine Mutter besuchte sie oft, und Tante Marianne fuhr immer, wenn sie Zeit hatte, nach Coburg zu ihrem Verlobten und zu ihrer Freundin.

Dann wurde Karl eingezogen und starb bald in einem britischen Gefangenenlager, wahrscheinlich an Typhus.

Einen Tag nachdem Karls Mutter und unsere Coburger Familie die Nachricht erhalten hatten, kam Marianne aus Erlangen. Sie war schwarz gekleidet und weiß im Gesicht. Sie brachte Nachricht aus Nürnberg. Die Stadt sei völlig zerstört, sagte sie. Sie wisse nicht, ob ihre Eltern und ihr Bruder noch lebten. Meine Mutter wollte

nicht mit ihr über Karl sprechen, sie sah das schwarze Kleid und meinte, dies sei Zeichen genug, sie wollte das Leid ihrer Freundin nicht noch größer machen. Sie sagte, sie wolle sie nach Nürnberg begleiten und mit ihr gemeinsam ihre Familie suchen.

Wie sie von Coburg nach Nürnberg kamen, weiß ich nicht, das sind hundert Kilometer, aber es war ja alles kaputt, die Straßen, die Schienen. In Nürnberg fand Marianne nicht einmal das Viertel, wo ihre Eltern gewohnt hatten. »Adolf-Hitler-Gebirge« nannten die Nürnberger ihre Stadt, das war bitter. Die Nacht verbrachten meine Mutter und Marianne irgendwo, in irgendeiner Sammelunterkunft, zusammen mit hundert Menschen, die ihr Obdach verloren hatten, bewacht von amerikanischen Soldaten.

Da saßen sie in eine Ecke gekauert. Marianne glaubte, ihre Eltern und ihr Bruder seien tot. Wie auch hätten sie diese Zerstörung überleben sollen!

Und als sie da so saßen, eng beieinander, sagte Marianne: »Weißt du, Paula, das kann ich doch alles nur ertragen, weil ich weiß, dass Karl bald aus dem Krieg zurückkommt und wir endlich heiraten und Kinder kriegen und eine Familie sind.«

Sie wusste nicht, dass Karl tot war! Es hatte ihr niemand gesagt. Alle hatten gedacht wie meine Mutter: Sie wollten ihren Schmerz nicht noch größer machen, indem sie darüber sprachen.

Meine Mutter brachte es nicht übers Herz, ihr die Wahrheit zu sagen, nicht in dieser Nacht. Am nächsten Tag auch nicht. Aber dann.

Marianne schloss ihr Medizinstudium ab und trat in ein Kloster ein. Es verbinde sie nichts mehr mit der

Welt, sagte sie. Später arbeitete sie in Äthiopien als Ärztin in einer Leprastation.

Wenn sie von »*Wir*« sprach, meinte sie die Familie, *die hätte werden können*. Und die war. In ihrem Kopf. Und oben im Himmel. Dort wollte sie so bald wie möglich sein.